

# Physiognomik und Phrenologie.

~~~~~

Vortrag, gehalten am 19. Januar 1869 in Königsberg in Pr.

von

**W. von Wittich.**

---

Berlin, 1870.

C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.

H. Charisius.

Hf. 98

Physiognomik und Phrenologie

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Leipzig, 1870.

Verlag von C. Neumann, Neudamm.

Preis 1 Mark.

Motto.

Rede und du bist! Allein selten trauen wir der Rede, wenn wir Temperament und Gemüths-Charakter kennen lernen wollen. Man will in den Augen sehen, wie dem Menschen um's Herz ist.

(v. Hippel, Lebensläufe. Bd. 2. 19.)

Allgemein versteht man unter Physiognomik die Fähigkeit, aus den äußeren Formen eines Menschen seinen Charakter, seine geistige Begabung und seine augenblickliche Gemüthsstimmung zu erkennen. Wenn diese Fähigkeit eine eigene Wissenschaft ist, d. h. sich auf allgemein gültige Gesetze zurückführen läßt, so erfreut sie sich, wie kaum eine andere der allseitigsten, alltäglichen Verwendung.

Welchen Werth legen wir nicht auf den Gesichtsausdruck unsrer Umgebung, wie sorgfältig mühen wir uns nicht Gedanken und Gemüthsstimmung uns bekannter, den Charakter, die geistige Befähigung solcher Menschen aus den Mienen zu entziffern, die uns zum ersten Mal im Leben begegnen. Eine leichte Aehnlichkeit, ein gleicher Zug und Blick in dem Antlitze eines Fremden, der uns mit voller Lebhaftigkeit an uns bekannte Persönlichkeiten erinnert, verleitet uns nur zu oft, auch alle uns liebe oder widerwärtigen Eigenschaften, die wir an letzteren kennen, bei jenem vorauszusetzen. Wie schwer wird es uns nicht oft, uns von diesem Einfluß des ersten Eindruckes frei zu machen, selbst wenn

wir uns immer von Neuem vergegenwärtigen, daß unserer vor-  
 gefaßten Meinung nichts Anderes zur Begründung diene, als  
 diese oder jene Form des Gesichts, dieser oder jener Zug. Wer  
 hätte nicht einmal eine müßige Stunde an fremdem Orte, an  
 der Wirthstafel, im Wartesaal einer Eisenbahn durch das Stu-  
 dium seiner, ihm durchaus fremden Umgebung ausgefüllt? und  
 aus den Gesichtszügen, der Haltung und Bewegung des ganzen  
 Körpers nicht nur Stand und Beschäftigung — nein auch  
 die Gemüthsstimmung zu errathen versucht? Wie oft ist nicht  
 der Klang der Stimme, die Rauigkeit, oder das Melodische  
 derselben das alleinige Zeichen, dessen wir uns bedienen, um uns  
 über Gestalt, Charakter und Geist dessen ein Urtheil zu schaffen,  
 aus dessen Munde wir sie vernahmen. Ja wir sind so geneigt  
 in Allem, was wir von einem Menschen sehen und hören, aus  
 seinen Mienen, seiner Geberde, seiner Haltung und Stimme al-  
 les das herauszulesen, was er uns geistig bietet und über-  
 haupt zu bieten vermag; jene so ganz als den nothwendigen und  
 natürlichen Ausdruck seines Empfindens und Wollens hinzu-  
 nehmen, daß uns der Gefühlsausdruck, seine Uebereinstimmung  
 mit dem gesprochenen Worte gar oft als Kontrolle für jenes  
 dienen muß. Nichts erscheint uns lächerlicher und abgeschmackter  
 als das hohle Pathos eines ungeschickten Schauspielers, dessen  
 Miene und Geste nicht zu dem gehören, was er sagt. Nichts  
 läßt uns so unbefriedigt als eine Persönlichkeit, deren Glätte und  
 Unbeweglichkeit des Gesichts, deren regelmäßige aber ausdrucks-  
 lose Haltung und Bewegung uns auch nicht den leisesten Ein-  
 blick in den geistigen Menschen gestatten. Ein Puppengesicht  
 heißt uns wohl jenes tadellos regelmäßig geformte schöne Gesicht,  
 in dem kein Zug, kein Blick verräth, ob es auch menschlich fühlt  
 und denkt.

Und glauben wir nicht umgekehrt die Helden unsrer Lektüre,

selbst wenn der Dichter uns wenig oder gar nichts von ihrer äußeren Erscheinung verrieth, um so lebhafter vor uns zu sehen, je schärfer in Worten und Thaten die Eigenartigkeit ihrer Person hervortritt? Der Autor selbst, dessen geistiges Wirken und Schaffen uns lange beschäftigte, gewinnt nicht auch er in unsrer Phantasie eine ganz bestimmte Gestalt? Oft werden wir uns ihrer erst bewußt, wenn der Zufall uns die Person des Dichters oder ein treues Bildniß zuführt und wohl gar ein langgedehntes, Ueberraschen bedeutendes: „wie ganz anders habe ich mir ihn gedacht!“ unsern Lippen entflieht. Wie wir dort aus der körperlichen Erscheinung den innern Menschen zu entziffern suchen, so nimmt hier geistiges Thun und Schaffen eine ganz bestimmte Körperlichkeit an. Wie dort das Gesicht zum Worte, so wird hier das Wort zum Gesichte. — Doch nicht nur die populärste, auch die älteste Wissenschaft wäre die Physiognomik, wenn zu ihrer wissenschaftlichen Begründung nichts weiter gehörte, als ihre allgemeine Verwendung, welche sie wohl seit der Existenz des Menschengeschlechts überall fand. Die physiognomischen Enthufiansten haben denn auch ihrer Zeit nicht verfehlt, ihre unmittelbare geistige Abstammung von Adam zu betonen, das mysteriöse Kainszeichen als den ersten physiognomischen Kunstausdruck zu beanspruchen und zu zeigen, daß die Bücher des alten und neuen Testaments, nicht minder die klassischen Schriftsteller alter und neuerer Zeit die trefflichsten physiognomischen Wahrheiten bergen. Doch was folgt daraus weiter, als daß, wie die Menschen schon frühzeitig sich durch gewisse Laute und deren Verbindung verständlich zu machen wußten, durch sie einander ihre Gedanken und Empfindungen mittheilen lernten, sie auch in den Bewegungen ihres Gesichts, ihrer Arme, kurz ihres ganzen Körpers eine Zeichensprache fanden, die um so lebhafter wird, je unzureichender das gesprochene Wort erscheint, je tiefer, je leidenschaft-

licher sie bei dem, was sie sprechen, empfinden; eine Zeichensprache, die dem Stummen das alleinige Verständigungsmittel ist, die das Kind lernt, wie es die Lautsprache lernt. Talleyrand wird der Ausspruch zugeschrieben, welcher jene alte Sentenz: „das Wort ist der Spiegel der Gedanken“ umgekehrt: „das Wort ward dem Menschen zur Hülle seiner Gedanken.“ So widersprechend beide Sätze erscheinen, so liegt doch in beiden die Wahrheit. Denn nicht immer spiegelt sich in dem, was wir sagen, unsere eigentliche Meinung; oft soll uns das Wort dazu dienen, andre auf eine andre Fährte zu leiten. Dem Diplomaten mag diese Bestimmung unsrer Sprache die werthvollere erscheinen, und dem entspricht auch der typische Ausdruck seines Gesichts. Der wäre kein guter Diplomat, dem die Gesichtsmuskeln zu Verräthern seines Denkens werden könnten! Wie der Klang der Stimme, die Geläufigkeit ihrer Verwendung zur Sprache wesentlich bedingt ist von der rein körperlichen Organisation, wie in der Redeweise der größere oder geringere Reichthum der Gedanken, ihre Klarheit und Verständlichkeit, die Tiefe der Empfindung, so fühlen wir, und so fühlt man vor uns, prägt sich auch die ganze geistige Individualität in der Art der Empfindungsäußerung, d. h. durch die Art unsrer Körperbewegungen aus. Zu einer wissenschaftlichen Begründung einer Wahrheit gehört jedoch mehr als ihre allseitige Anerkennung und Verwendung; so lange diese auf wohl richtig gefühlte, wenn auch nicht klar bewußte Urtheile sich stützt, mögen wir sie wohl als eine Kunstfertigkeit betrachten, eine Wissenschaft wird sie erst, wenn wir aus der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen das allgemein Giltige herauszufinden vermögen, dieses auf seine Gesetzmäßigkeit zurückführen, als in der Organisation begründet herleiten können. Auch die Lautsprache wird nicht dadurch zur Wissenschaft, daß wir sie in jedem Augenblick ausüben — sie wird es, wenn wir in ihren

Geist einzudringen, ihren natürlichen Bau und ihre Verbindung als in dem Organismus begründet zu verstehen uns bemühen. Seine Kunstfertigkeit können wir uns ganz empirisch aneignen, sie mit mehr oder weniger Glück und Geschick anwenden und alle werden wir sicherlich manchen kennen, der mit größerer Leichtigkeit in den Mienen der Menschen zu lesen, schneller gewisse Gesichtszüge wie Charaktereigenthümlichkeiten und Aehnlichkeiten herauszufinden vermag, als die Mehrzahl von uns; der aber vielleicht nicht immer so klar sein physiognomisches Urtheil zu begründen vermag, wie der Abbé in Tied's Sevenerkrieg, der seine physiognomischen Betrachtungen hauptsächlich den menschlichen Weinen widmete, und mit seltenem Scharfblick Stand und Gewohnheit der Personen aus ihnen entzifferte, seine Urtheile aber durch eben so feine, wie sichere Beobachtungen über den Einfluß, den Stand und Gewerbe auf Haltung und Bewegung des ganzen Körpers, und dadurch auf seine Form ausüben, belegte. Der erste Versuch das Verständniß des Gesichtsausdrucks des Menschen auf bestimmte allgemeine Grundsätze zurückzuführen, den innern Zusammenhang zwischen Geistesanlagen und Aeußerungen und der Form des Gesichtes nachzuweisen, wird dem griechischen Philosophen und Naturforscher Aristoteles zugeschrieben. Dem mimischen Ausdrucke des Gesichtes während der Leidenschaften, so unzweifelhaft er auch sei, legte derselbe für die Begründung einer physiognomischen Wissenschaft nur wenig Bedeutung bei, weil er von zu kurzer Dauer, veränderlich und oft zweideutig sei. Wichtiger erschien ihm der Vergleich der geistigen Eigenschaften und körperlichen Eigenthümlichkeiten der Thiere. Aehnlichkeit der Beanlagung, sagt er, bedinge auch meistens Aehnlichkeit der äußeren Gestalt. Hinneigung des menschlichen Gesichtes zu dieser oder jener Kopfbildung der Thiere berechtige auch auf ähnliche geistige Begabung zu schließen. So bedeuten dicke Nasen

wie beim Ochsen so auch beim Menschen Trägheit, dicke Nasenspitzen wie beim Schweine, Stumpfsinnigkeit, spitze Nasen Zähzorn und dergleichen mehr. Allein die Voraussetzungen des Aristoteles, die charakteristischen Eigenschaften, die er den Thieren beimisst, sind meistens ebenso unbegründet, wie die aus ihnen gewonnenen Schlüsse willkürlich. Gleichwohl blieb seine Auffassung bei allen Physiognomen späterer Jahrhunderte die herrschende, nur daß sie sich in der Hand der Astrologen und Chiromanten des Mittelalters zu einer reichen Fundgrube des Betrugs und der Charlatanerie gestaltete, indem man weniger daran dachte, in der einmal begonnenen Richtung weiter zu beobachten und zu forschen, als vielmehr die prophetische Seite dieser Lehre im eignen Interesse auszubeuten. Noch am Ende des 17. Jahrhunderts erschien von Goclenius eine lateinische Abhandlung über Physiognomik, in welcher nachgewiesen ward, daß die fünf Hauptlinien der Hand wie des Gesichts unter dem unmittelbaren Einflusse der damals bekannten fünf Planeten stehen. Das Vorherrschende der einen oder der anderen gewann somit astrologische Bedeutung. Und wie Wenige zweifelten damals daran, daß die Gesichte der Menschen in den Sternen geschrieben ständen? Wer es nur verstünde, diese untrügliche Schrift zu entziffern! Der erste, der jenen vergleichend anatomischen Weg des Aristoteles erließ und die Physiognomik auf das Studium des Menschenantlitzes selbst zu begründen trachtete, war unzweifelhaft Lavater und noch heute wird, wo man von Physiognomik spricht, Lavater's Name nicht verschwiegen werden — und dennoch müssen wir hinzufügen, es hat kaum je ein Anderer so wenig Glück in der Begründung einer neuen Wissenschaft und trotz der enthusiastischen Aufnahme, die seine ersten Versuche erfuhren, gehabt, kaum Jemand die, unter so günstigen Auspicien eingeführte Lehre so schnell wieder in Mißkredit gebracht, als er.

Gewiß mag es am Ende des vorigen Jahrhunderts, in jener aufgeklärten Zeit, die sich mit Recht ihrer religiösen Toleranz, des Abschüttelns alles Aberglaubens rühmte, nicht wenig überrascht haben, einen protestantischen Geistlichen als Hauptvertreter einer Lehre zu sehen, die man bis dahin nur in den Händen der Gaukler und Betrüger wußte, und zu der sich nüchtern denkende, verständige Leute wenig hingezogen fühlten, dem Versuche also, auch die Lehre von allem mystischen Beiwerk der Astrologen und Chiromanten zu befreien, wenig guten Glauben entgegenbrachten. Sehr möglich, daß in dieser Abneigung vieler seiner Zeitgenossen ein Grund dafür zu finden ist, daß Lavater's Versuch die Physiognomik zu einer Wissenschaft zu gestalten scheiterte, gewiß aber, daß Lavater selbst durch die Art der Behandlung des Gegenstandes das meiste verschuldete.

Kritik und Satyre bemächtigten sich bald seiner Lehre und geißelten vor Allem die Uebertreibung, welche ihre Anwendung auf das Leben durch ihn und seine Anhänger erfuhr. Im Jahre 1772 erschienen zwei Vorlesungen, die Lavater in der Züricher Naturforschenden Gesellschaft über Physiognomik gehalten hatte, als die Vorläufer seiner vier Folianten umfassenden Fragmente zur Physiognomik. Kaum zwei Decennien später kündigte ein anonym unter dem Titel „Todtengericht“ erschienenenes Heftchen in weiterer Folge eine Geschichte der Narrheiten an. Ich weiß nicht, ob ihm noch mehrere folgten und so ein Unternehmen vervollständigten, welches vorläufig doch nur sehr fragmentarisch die Verirrungen des menschlichen Geistes behandelte. Zu den hier besprochenen Narrheiten zählte aber die Physiognomik in einer Reihe mit dem Mystizismus Swedenborg's und Zinzendorf's, sowie mit dem Mesmerismus. Gewiß verdienen, wie der Verfasser einleitend sagt, auch ausgezeichnete Narrheiten für die Nachwelt aufgezeichnet zu werden. Allein oft ist eine besondere

Historie für sie überflüssig, denn so manche Narrheit legte den Keim zu den herrlichsten Errungenschaften späterer Zeit und sicherte sich dadurch ihr Nichtvergessenwerden. Die Alchymie und Goldmacherkunst waren die Vorläufer unserer Chemie, der Astrologie entsproß die Astronomie. Sa noch mehr, die Geschichte giebt uns Beispiele genug, in welchen den Zeitgenossen das für Narrheit und Thorheit galt, was der Stolz späterer Zeiten wurde. Solte doch der Marquis v. Worcester, den die Engländer so gern als den Erfinder der Dampfmaschinen rühmen, sich die Anregung zur Konstruktion seiner Dampfmaschine von dem seiner Narrheit wegen in Bicêtre schmachtenden Salomo de Gaus. Und so läßt sich's auch von Lavater nicht läugnen, daß er trotz seiner mannigfaltigen Irrthümer und Fehler, trotz des oft lächerlichen Mißbrauchs, den er und seine Schüler von der neuen Lehre machten, und ihr dadurch die Anwartschaft zu den Narrheiten gezählt zu werden verschaffte, doch durch manchen guten Gedanken, manche feine Beobachtung eine Seite der Naturlehre des Menschen von Neuem anregte, die man bis dahin wenig beachtete, und die die Veranlassung bot für manche wissenschaftliche Bestrebung unserer Zeit.

Der Grundgedanke Lavater's: es bestehe ein ursächlicher Zusammenhang zwischen der äußeren Erscheinung und dem inneren Menschen und es müsse die Aufgabe einer Wissenschaft sein, diesen Zusammenhang zunächst thatsächlich durch die Beobachtung und das Studium des Menschen festzustellen, ihn auf gewisse Gesetze zurückzuführen, dieser Gedanke ist unzweifelhaft richtig. Lavater fehlte nur darin, daß er schon durch den Titel seines Werks deutlich durchblicken ließ, wie ihm selbst dieses Studium nur Mittel zum Zweck, zur Anbahnung einer religiösen Reformation seiner Zeit dienen sollte, und

daß er, statt mit der ruhigen Unbefangenheit des Forschers, den wenig bis dahin berücksichtigten Gegenstand mit dem glühenden Eifer eines in seiner Auffassung befangenen religiösen Schwärmers verfolgte. Gerade die schwärmerische Seite seiner Physiognomik schaffte ihm aber anfangs schnell die enthusiastische Anerkennung nicht nur bei der großen Menge, sondern auch selbst bei der Mehrzahl jener Männer, welche, die Vertreter deutscher Wissenschaft und Kunst wie Wieland, Herder, Klopstock, die Stolbergs, Jacoby und Andere<sup>1)</sup>, sich ihm in seinen Bestrebungen angeschlossen und in ihm den Propheten einer neuen Wahrheit begrüßten. Selbst Goethe stand lange Zeit mit ihm in dem traulichsten Verkehr, ja er besorgte sogar die Herausgabe der Fragmente, und noch in einer Zeit, in welcher er seine persönlichen Beziehungen zu ihm vollständig abgebrochen hatte, schätzte er doch an ihm die Reinheit und Lauterkeit seiner Absichten, wenn er ihm auch schon in den früheren Jahren ihres Bekanntwerdens nicht in alle seine enthusiastisch-pietistischen Bestrebungen zu folgen vermochte, in späteren sich durch seine immer mystischere Richtung, die ihn den Gasner und Schröpfer zutrieb, geradezu abgestoßen fühlte.

Goethe's Briefe an und über Lavater an Fr. v. Stein<sup>2)</sup>, seine Auslassungen über jenen im 3. Bande von Dichtung und Wahrheit, geben keinen Haltpunkt für eine Behauptung *Gervinus'*, nach welcher Goethe Lavater von Anfang an einen Freund der Lüge nannte, dem es nichts kostete, sich bis zur niederträchtigsten Schmeichelei erst zu assimiliren, um dann seine herrschsüchtigen Klauen desto sicherer einzuschlagen.

Ueber Lavater's eignes physiognomisches Treiben, seine physiognomischen Reisen, sein Haschen nach Schattenrissen und Portraits großer Zeitgenossen, seinen unermüdlischen Bekehrungseifer giebt uns Goethe<sup>3)</sup> in Dichtung und Wahrheit ein lebens-

warmes Bild. Einen Apostel des neuen Evangeliums sehen wir ihn das westliche Deutschland durchziehen, um immer neue Belege für die Richtigkeit und Wahrheit seiner Ideen in den Gesichtern der großen Geister jener Zeit zu lesen. Die äußere Form des Menschen ist ihm allein der Ausdruck des in ihm waltenden und schaffenden Genius, der ein rein persönlicher, von aller Erziehung und Bildung unabhängiger auch nur eine ihm entsprechende Form zu schaffen vermöge. „Einen Menschen zwingen wollen, daß er denke und empfinde wie ich, heißt,“ sagt er, „ihm meine Stimme und Nase aufdrängen, jeder Mensch kann nur, was er kann.“ So viel nun dieser Genius sich seiner ursprünglichen göttlichen Natur näherte, um so vollkommener gestaltete sich auch sein äußerer Abdruck in der Menschengestalt. Christus, das Ideal des menschlichen Genius, das leibliche Bild, welches er sich von ihm in seiner Phantasie machte oder aus unzähligen guten und schlechten Abbildungen zusammenstellte, gab ihm die Schablone, in welche er Geist und Körper seiner Freunde und Bekannten hineinpaßte. Die Aufgabe der Beobachtung blieb es, mit diesem rein idealen Maß die Größen der Wirklichkeit zu messen, zu sehen, wieviel in jedem einzelnen Menschen von jenem zu finden sei. Nur eine moralisch-schöne Seele formte sich daher auch eine schöne Hülle. Ich darf es nicht ausführen, wie bedenklich diese rein spekulative Behandlung der Physiognomik sein, wie weit sie in diesem Sinne gepflegt von der Bahn einer Wissenschaft entfernt bleiben mußte. Blieb doch das Maß, dessen sie sich bediente, ein rein subjektives und änderte sich je nach der idealen Vorstellung, die jeder Mensch sich von dem Höchsten, moralisch und körperlich Schönen machte. Lavater selbst fühlte auch die Undurchführbarkeit die ses seines wichtigsten Ausspruches, wie denn überhaupt die Fragmente voll der krasssten Paradoxien und deren eigne Widersprüche sind.

Während er uns zur Bekräftigung jener Wahrheit die bedeutendsten Künstler, Raphael, Rubens, van Dyk<sup>4)</sup>, Albrecht Dürer, auch als die schönsten Männer ihrer Zeit preist, und daran die Behauptung knüpft, „daß die Werke der Künstler, wie ihre Gesichter, die Schattenrisse dieser uns die Umrisse jener zu verrathen vermögen“, weiß er die Unschönheit der von ihm hochverehrten Dichterin Karschin<sup>5)</sup>, so wie des ihm so seelenverwandten Fräulein v. Kettenberg trotz alledem mit den Grundsätzen seiner Physiognomik sehr wohl zu vereinigen. — Den Einfluß Lavater's auf die große Menge schildert in ebenso launiger wie geistreicher Weise Musäus in seinen physiognomischen Reisen. Alles, selbst der nüchterne Landmann, der Held dieser Reisen, physiognomisiert, entwirft und sammelt Schattenrisse von Freunden und Bekannten, und wehe dem, dessen Nase irgend welche Bedenken über seine Moralität bei dem Besitzer und Beschauer aufkommen läßt. Wohl läuft er Gefahr, das Schicksal des Schäfer Marcus zu theilen, der nur auf Grund seines abschreckenden Aeußern, seiner Ähnlichkeit mit Rüdgerot, dem Auswurf der Menschheit, trotz seiner sonst erwiesenen Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit entlassen werden sollte. Physiognomische Akademien beschäftigten sich mit der Lösung der wichtigsten Probleme ihrer Wissenschaft.

Man denkt daran, durch eine Physiognomik der Engel der irdischen eine überirdische zur Seite zu stellen. Man diskutiert die Möglichkeit eine Bienenkönigin kunstgerecht zu rasiren, denn hatte doch der physiognomische Herr und Meister allen Ernstes gesagt: „ich glaube, wenn sich der Kopf einer Bienenkönigin rasiren ließe, und man durch ein Sonnenmikroskop ihre Silhouette genau ziehen könnte, daß diese Silhouette von der aller andern sich so unterscheiden würde, daß man das königliche, das superiore darin unzweifelhaft erkennen könne.“<sup>6)</sup> Ja er giebt sogar

die Silhouette einer wenn auch unrasirten Bienenkönigin, neben der einer gemeinen, und glaubt in ihnen seine Vermuthung wohl begründet zu sehen, wünscht aber doch eine anderweitige Bestätigung dieser seiner Vermuthung. Ob diese erfolgt, oder ob man die Betrachtung überhaupt aufgab, als man sich erinnerte, daß die Bienenkönigin wohl die Landesmutter in des Wortes strengster Bedeutung, nicht aber die Regentin ihres Volkes sei? In der Mitte des Jahres 1778, so berichteten die Tagesblätter jener Zeit, lief das Schiff *La Divineuse*, Kapitain Sebastian Brand, beladen mit Storchschnäbeln, Stirnmessern, ca. 500 Ballen Silhouetten aus, seine Bestimmung war in den finsternen Gegenden Ostindiens das Licht der Physiognomik zu verbreiten. An Bord befanden sich als physiognomische Sachverständige drei Lavaterianer: Don Zebra Bombast, Peter Kraft und Friedrich Weiß. Welchen Erfolg diese physiognomische Expedition hatte, erfahren wir leider nicht. 7)

Alle menschlichen Verhältnisse, Freundschaft und Liebe haben nur Aussicht auf Dauer, wenn sie sich auf Grund wohlbefundener Schattenriffe stützen. Denn was bedeuten Handlungen einer verdächtigen Nase gegenüber? nur, sagt der Physiognomiker, daß dieser bisher die passende Gelegenheit fehlte, um ihre volle physiognomische Bedeutung zu erlangen. Nach den Nasen, so ermahnt Lavater die Fürsten, wählet eure Minister, dann werdet ihr gut berathen sein. 8) Schon verspricht die Silhouette eines der wichtigsten Beweismittel in der Hand des Kriminalrichters zu werden; was gilt jede andere Beweisführung? sie ist trügerisch; was ein mangelades Geständniß? — Lüge; die Gesichtsform, Nase, Stirn, Lippe, Kinn, sie lügen nie. Der Gerichtsherr Spürtler schmückt die Wände seines Arbeitszimmers mit den Silhouetten bekannter und unbekannter, überführter und nicht-überführter, vielleicht unschuldig verurtheilter Delinquenten, die

er von Nah und Fern gesammelt hat. Die Silhouette ist ihm der Steckbrief, auf Grund dessen er jeden Verdächtigen verhaften läßt. Ein gelegentlicher Fehlgriff, indem er die Silhouette eines ihm geistesverwandten Physiognomikers für den längst ersehnten Schattenriß eines Haupthallunken ansieht, ist zu unbedeutend, um ihn in dem Glauben an die Unfehlbarkeit der Physiognomik auch nur einen Augenblick wankend zu machen.

Schreibt doch ein eifriger Verehrer Lavater's, Sonnenfels aus Wien, und wird durch des Meisters Zustimmung in seiner Ansicht nur bestärkt, daß er mit Bestimmtheit darauf rechne, daß in 25 Jahren die Physiognomik ihren Einzug in die Tempel der Gerechtigkeit feiern, jene als eine der wichtigsten und nothwendigsten Hilfswissenschaften für das Kriminalrecht auf den Universitäten allgemeinen Eingang finden werde. „Wenn die Physiognomik Das wird, sagt Lichtenberg<sup>9)</sup> hierzu, was Lavater von ihr verlangt, so wird man besser die Kinder hängen, ehe sie das thun, wofür sie den Galgen verdienen.“

Doch zugegeben, daß die Seele einen entschiedenen Einfluß auf die Form des Körpers übe, wenn auch vielleicht in etwas anderer Art, wie es Lavater sich dachte, so ist sie doch jedenfalls nicht die einzige hierbei in Betracht kommende Kraft. Rein äußerliche Einflüsse, Klima, Temperatur, Ernährung, Sitte, Gewohnheit, Beschäftigung, gesellschaftliche wie politische Einflüsse, sie alle drücken ihren Stempel auf das Menschenantlitz, und wer wollte hiernach allen Ernstes jenen Satz aufrecht erhalten, daß nur in einem schönen Leibe eine schöne Seele wohne, wer wüßte nicht aus dem Schatze eigener Erfahrung Beispiele genug, die gerade das Umgekehrte zu beweisen scheinen. „Wenn dieser Kerl nicht ein Schelm ist“, sagte der Schauspieler Quin von einem seiner Kollegen, „so schreibt Gott der Allmächtige keine leserliche Hand“; dieser so scharf gekennzeichnete Unglückliche aber genoß,

so erzählt uns Lichtenberg, bis zu seinem Tode in ungewöhnlichem Grade die Achtung und Liebe seiner Mitbürger, während sein durch Kanzelberedsamkeit nicht minder, wie durch seine äußere Erscheinung allgemein bewunderter Zeitgenosse W. Dodd am Galgen endete.<sup>10)</sup> Wer wollte noch heute aus der Unschönheit der Gesichtsbildung ganzer Racen auf ihre geistige und moralische Verkommenheit und Unbildsamkeit schließen?

Scheint somit die Idee, von der Lavater bei Begründung seiner Physiognomik ausging, eine durchaus unhaltbare, so fragt sich's, ob die von ihm eingeschlagenen Methoden nicht wenigstens der Art waren, daß man von ihrer Fortbildung einen Fortschritt zu erwarten hatte. Von dem, der die Erkenntniß der menschlichen Natur sich zur Hauptaufgabe macht, der den ursächlichen Zusammenhang zwischen Körperform und Geist klar darthun will, selbst wenn er mit einer bereits fertig entwickelten Hypothese an sein Werk geht, — von ihm müssen wir erwarten, daß er der Menschen in allen Lagen des Lebens, in der Ruhe wie in den Leidenschaft, in allen Schichten der Gesellschaft, allen Fährlichkeiten und Conflikten, den Tugendhaften wie den Lasterhaften aufsucht und zum Gegenstand seines Studiums macht. Was that Lavater? Sein ganzes Naturell, sein fast prüdes sittliches Gefühl hielt ihn fern von allem Gemeinen, nur gute sittliche Seiten suchte und fand er in seinen physiognomischen Problemen. Im günstigsten Falle also hätte er uns nur die physiognomische Lichtseite des Menschen lehren können. Der durch Schicksalsschläge in seiner ganzen bürgerlichen Existenz vernichtete Sempronius, bei Musäus, findet in seinen physiognomischen Studien nur die schwarzen Seiten der menschlichen Natur, ihm sind jene die Quelle tiefsten Menschenhasses. War Lavater sicher, daß Gesichtsformen, die er nur bei sittlich hoch stehenden, geistig begabten Freunden vorfand, nicht auch einem Spitz-

buben zu Gute kommen konnten? War er sicher, daß nicht bei manchem seiner Charaktere die Vermuthung berechtigt war, daß nur die Gunst der Verhältnisse ihn zu einem großen Manne machte, andre ihn vielleicht einen großen Spitzbuben werden ließen? Noch mehr aber, jene hochbegabten Männer sah er nur einer geringen Zahl nach von Angesicht zu Angesicht, die Mehrzahl kannte er nur aus ihren Schattenrissen oder aus mehr oder weniger zuverlässigen Zeichnungen und Stichen. „Aus bloßen Schattenrissen habe ich mehr physiognomische Kenntniß gesammelt“, sagt er selbst, „als aus allen übrigen Portraits, durch sie mein physiognomisches Gefühl mehr geschärft als selber durch das Anschauen der immer sich wandelnden Natur. Die Physiognomik hat keinen zuverlässigeren und unwiderlegbareren Beweis ihrer objektiven Wahrhaftigkeit als die Schattenrisse.“<sup>11)</sup> Ich glaube, es gehört der Silhouetten=Fanatismus jener Zeit dazu, um auch nur die Worte Lavater's zu verstehen; unserer Zeit, die durch die Riesenfortschritte der Photographie jenen Silhouetten=Wand= schmuck unsrer Zimmer beseitigte, wird es unbegreiflich scheinen, wie man allein aus der Gesichtskontour den ganzen lebendigen geistigen Ausdruck des Originals errathen könne. Uns genügen selbst Photographien kaum ganz, weil wir trotz ihrer unzweifelhaften Naturwahrheit der Beweglichkeit des Gesichtsausdrucks uns bewußt stets nur die augenblickliche Stimmung des Originals aus ihnen herauszulesen vermögen. Wir wollen aber von dem Portrait mehr, als nur den Anblick eines flüchtigen Moments, der ja nicht immer auch gerade der für die Persönlichkeit charakteristische ist. Trotz der unendlich vorgeschrittenen Hilfsmittel, deren wir uns heute zur bildlichen Darstellung natürlicher Dinge und deren Bervielfältigung bedienen können, wird es doch keinem einfallen, die Abbildung dem Original vorzuziehen, wenn es sich um ein ernstes Studium des letzteren handelt. Auch der ge-

schickteste Künstler legt in eine jede noch so objektiv gewollte Nachbildung immer so viel seiner eigenen Anschauung und Auffassung hinein, daß wir Dinge und Personen doch immer nur so zu sehen bekommen, wie sie sich ihm von seinem Gesichtspunkte aus gestalten. Und gewiß sieht auch der Künstler, wie seine Zeit sieht, d. h. auch er richtet sich nach der Anschauung und Auffassung seiner Zeit; er steht unter dem Einfluß der herrschenden Ideen. Die schönen Portraits großer Meister, sind sie denn auch alle treue Portraits? Zur Zeit des Aristoteles galt eine große Stirn als ein Zeichen der Stumpfsinnigkeit. Die alten klassischen Bildner gaben daher ihren Göttern und Helden auch niedrige Stirnen. Seitdem man aber weiß, daß nur hinter den hohen Stirnen Geisteshoheit wohnt, gaben die Künstler ihren Portraits berühmter Männer, so weit es eben die Ähnlichkeit gestattet, idealisirte hohe Stirnen. Wie weit man aber in dem Bestreben zu idealisiren gehen kann, ergibt sich aus dem Ausspruche eines berühmten Portraits-Malers der brittischen Aristokratie Sir Thom. Lawrence: man müsse nur einen Zug des Gesichts vollständig treu kopiren, alles übrige könne man idealisiren und verschönen, ohne die Ähnlichkeit dadurch zu beeinträchtigen. Piderit, der neueste Schriftsteller über Physiognomik, weist aus der Vergleichung der ältesten Portraits Goethe's, die noch vor Lavater's Zeit entstanden, mit den späteren nach, daß jene so oft gerühmte gewaltige Stirn unsres großen Dichters ein, den Anschauungen späterer Zeit angepaßter Mythos sei.<sup>12)</sup> Die Büste Shakespeare's in Stratford, die jetzt ziemlich einstimmig als die treueste angesehen wird, vernichtet all die Illusionen, die uns zahllose, wenn auch sehr verschiedene, aber in der göttlichen Stirn übereinstimmende Bilder von der Persönlichkeit des großen Briten schufen.<sup>13)</sup> Nach der Schilderung des Amerikaners Natan. Hawthorne muß derselbe mit seiner ungemein niedrigen Stirn

wohl ein eigenthümliches, aber keineswegs so einnehmendes Aeußere gehabt haben, als es ihm Maler und Bildhauer andichteten. Für die unbefangene Beurtheilung des menschlichen Antlitzes in physiognomischer Absicht kann selbst die vollkommenste bildliche Darstellung immer nur einen Nothbehelf bieten, sie reicht ebenso wenig aus, wie die noch so unbefangene, unparteiische, noch so künstlerisch gegebene Schilderung des Temperaments, des Charakters einer Person, das eigne Studium der letzteren zu ersetzen vermag. Legte nun zwar Lavater, wie ich glaube, einen ganz ungerechtfertigt hohen Werth auf die Benützung des Schattens, der gerade deswegen nicht lügt, weil er zu wenig sagt, so läßt sich doch nicht läugnen, daß die Verweisung auf die feste Form des Schädels, die er damit gab, der wichtigste und werthvollste Gedanke seiner ganzen Lehre, ja der einzige war, der noch heute seine Geltung hat. Unzweifelhaft kommt einer jeden Profilsansicht auch eine ganz bestimmte Kopfform im Ganzen zu, eine bestimmte Breite der Stirn, Größe und Stellung der Augenhöhlen. — eine bestimmte Form des Mundes. Form und Größe jedes einzelnen Gesichtstheils ist eben bedingend für das Ganze. Ja man kann wohl noch weiter gehen, auch alle übrigen Proportionen des Körpers sind einigermaßen mit der Kopfform gegeben, und die Richtigkeit dieser Annahme gab ja die Veranlassung zu allen jenen Versuchen früherer Künstler, z. B. A. Dürer's, die Verhältnisse der einzelnen Körpertheile zu einander ein für allemal zu bestimmen. Und doch, wie schwer fällt es, aus der Kopfform mit einiger Gewißheit auf jene oder umgekehrt zu schließen. Gewiß hat jeder von uns die Erfahrung gemacht, wie schwer es ist, sich aus einem Portrait eine sichere Anschauung über die Größe der Person zu schaffen, und doch wäre dies eine verhältnißmäßig leichte Aufgabe. Dem großen Anatomen Cuvier sagt man es nach,

daß er aus dem Zahne eines Thiers seine ganze Gestalt zu bestimmen vermöchte. Ich glaube nicht, daß man diesen Ausspruch wörtlich zu nehmen hat, daß selbst der in der Thierwelt bewandertste Anatom weiter gehen wird, als daß er aus einem beliebigen Skelettheil entscheiden kann, ob derselbe einem Vogel, einem Säugethier oder einem Reptil angehörte, ob sein Besitzer zu den Wasser- oder Landbewohnern zählte, ein Rager oder sonst ein anderes Säugethier war; aber selbst das Genus zu bestimmen dürfte ihm oft unmöglich sein, wieviel mehr die Spezies oder gar das Individuum. Immerhin blieb jedoch jene Bedeutung des Profils für die Gesamt-Kopfbildung unzweifelhaft werthvoll, allein den Beweis dafür sowie den Nachweis: wie, nach welchen Gesetzen sich die Front-Ansicht aus dem Profil erschließen lasse, blieb uns Lavater schuldig. Mit unbeschreiblicher Breite preist er wohl den Werth ihrer Beobachtung, fordert die größte Genauigkeit der Beschreibung, um doch schließlich alle seine guten Absichten durch die unbedingte Forderung einer physiognomischen Begabung unzuwerfen und das physiognomische Gefühl, das Prophetenthum weit über die nüchterne Untersuchung mit Zollstock und Winkelmaß zu stellen. Nirgends finden wir auch nur den einfachsten Versuch einer genauen Zergliederung dessen, was wir an seinen Beispielen zu beobachten, zu deuten haben. Nichts als begeisterte Ausrufe über das, was er in dieser Stirn, jener Nase zu finden meint. Oft nur ein Anathem, dem, der nicht sehen kann oder will, wie er. Wer aber möchte z. B. beim Anblick des, nach Lavater's eigener Angabe besten Portraits Zinzendorf's in die überschwengliche Begeisterung über alle die großen Eigenschaften ausbrechen, welche er auf dem Antlitz dieses Schwärmer's verzeichnet findet? <sup>14</sup>) Wer vermag seinem Blicke zu folgen, wenn er bei dem vorliegenden Profil Mendelssohn's ausruft: „So unvoll-

kommen dieses Bild sei, und noch so ein Umriss eines Profils und kein Mendelssohn'scher Geist, und so eine Stirn ohne lichtvollen Scharfsinn — so ein Auge unter solchen Brauen ohne selbstlebendige Vernunft, so ein Mund ohne Weisheit? "15)

Das Anstauen von Schattenrissen und Portraits solcher Personen, die ihm aus dem Verkehr oder aus der Geschichte bekannt waren, das Studium idealer Schöpfungen hervorragender Künstler sind die alleinigen Grundlagen seines physiognomischen Wissens. Und wird man sich wundern, daß er stets, selbst wenn er in naivster Weise zugestehet, daß das Bild weit hinter dem Original zurückbleibt, das fand, was er in ihnen suchte? Wie viele jener Männer, die ihm seiner Zeit viel galten, deren hohe Genialität, deren sittliche Größe er aus ihren Schattenrissen herauslas, wie viele haben sich bewährt? bei wie vielen vermag die unbefangener urtheilende Nachwelt jene großen Gaben nicht zu finden, die ihre Zeitgenossen an ihnen gepriesen. „Ich habe es nie ohne Lächeln bemerkt“, sagt Lichtenberg, „daß Lavater mehr auf den Nasen unsrer Schriftsteller findet, als die vernünftigste Welt in ihren Schriften.“ 16)

Gewiß, wer heutzutage noch einen Blick in Lavater's Fragmente wirft, wird den Worten eines seiner Recensenten 17) beipflichten: „man lerne in ihnen wohl Lavater, den Physiognomiker kennen, erfahre aber nichts von einer wissenschaftlichen Physiognomik.“ Lavater fehlte jede naturwissenschaftliche Vorbildung und Methode, daher entging ihm jene oberste Forderung, die wir an eine jede Beobachtung stellen müssen. Nur dann hat sie einen Werth, wenn sie durch jeden Andern mit möglichster Genauigkeit kontrollirt werden kann. Er mühte sich ab, unzählige verschiedene Bezeichnungen für die Formverschiedenheiten des menschlichen Antlitzes zu erfinden, bei denen doch jeder nach ihm fragen mußte, was darunter zu verstehen sei.

Auf einfache Maßverhältnisse diese Verschiedenheiten zurückzuführen dachte er nicht, obwohl ihm Albrecht Dürer's Versuche über die Proportionen der menschlichen Gestalt, die Bestrebungen seines Zeitgenossen Camper das Profil auf einfache Messung zurückzuführen, aus ihm die Form des ganzen Kopfs in allen seinen Theilen aufzubauen, nicht unbekannt waren. Die Armuth unsrer Sprache beklagte er, die dem Physiognomiker das nicht zu leisten vermag, was er verlangte, und übersah, daß der Grund dieses Mangels nur in seiner mangelhaften Methode lag. Wohl fühlte er das Letztere und suchte ihm durch ein eigenes Instrument, seinen Stirnmesser abzuhelpfen, benutzte ihn aber nur, um seinen Bestrebungen ein gewisses wissenschaftliches Relief zu geben, oder um möglichst genaue Abbildungen für Gesichts- und Kopfformen zu gewinnen, wirklich gemessen hat er damit nicht.

Wer einmal einen Versuch gemacht hat, einen nur wenig komplizirten Körper zu beschreiben, wird sich der Schwierigkeit bald bewußt werden. Wir können eine Kugel, ein Ellipsoid, einen Kege, eine Cifform, wohl einem Andern klar machen, wenn wir, von bestimmten Maßvorstellungen ausgehend, jene gewissermaßen vor den Augen des Andern aufbauen. Wie viel schwerer wird es dem Nicht-Mathematiker, einen Körper zu veranschaulichen, dessen begrenzende Flächen nicht nach so einfachen Regeln geformt sind. Zur Veranschaulichung einer Kugel genügt uns die Kenntniß ihres Durchmessers, ein Ellipsoid bauen wir aus der Größe zweier Linien, den Kege aus seiner Höhe und den Durchmessern seiner kreisförmigen oder elliptischen Grundfläche auf. Bei Körpern aber so komplizirter Gestaltung, wie sie das Menschenhaupt uns bietet, bedarf es des Messens nach allen Richtungen, um nur einigermaßen eine Konstruktion für sie zu gewinnen. Diese Schwierigkeit ist es, an welcher noch heutigen Tags alle jene Disciplinen, welche sich das Studium des mensch-

lichen und thierischen Kopfes zur Aufgabe gestellt haben, leiden. Daß Lavater sich dieses Theils seiner Aufgabe kaum bewußt war, ist um so auffallender, als gerade in jener Zeit von den verschiedensten Seiten das Studium der vergleichenden Anatomie auch ein großes Interesse an der anatomischen Vergleichung der verschiedenen Menschenracen wach rief, die Zergliederung der letzteren aber sehr bald die Nothwendigkeit herausstellte durch Ausmessung der einzelnen Körpertheile, besonders der einzelnen Schädelabschnitte, das für jede Race Charakteristische festzustellen. Der Unterschied des Negers vom Kaukasier liegt nicht, so sah man, nur in der Farbe, in der Verschiedenheit des Haarwuchses, in der größeren Wulstung der Lippen. Man fand vielmehr, daß in der Form des Kopfes, in der Stellung der Kiefer zu einander, in der Bildung der Augenhöhlen die typischen Eigenthümlichkeiten der Racen gegeben seien. Diese festzustellen, bemühte sich vor Allen der deutsche Anatom Blumenbach, dessen Abhandlung über die Verschiedenheit der menschlichen Racen schon 1779, also fast gleichzeitig mit den Fragmenten bekannt wurde. Auch der niederländische Arzt und Anatom Peter Camper<sup>18)</sup> verfolgte ganz ähnliche Zwecke. Er, dessen feine ästhetische Bildung und künstlerische Begabung selbst Goethe in hohem Grade anerkannte, war, wie es scheint, der erste, der sich anlehnend an die früheren Bestrebungen Dürer's, wenn auch mit ihnen vielfach im Widerspruch, nicht nur die Maßverhältnisse des Kopfs, sondern auch die gegenseitige Stellung seiner einzelnen Theile zu einander zum Gegenstande eingehender anatomischer Untersuchungen machte. Die Vergleichung eines Affen-, Neger- und Europäerschädels zeigte ihm, daß die Wölbung der Stirn ihre Stellung zur Grundlinie des Kopfs den wesentlichsten Unterschied jener abgab. Dieses Verhältniß glaubt er am sichersten durch einen Winkel angeben zu können, welcher entsteht,

wenn man eine Linie von der Ohr=Öeffnung zu dem untersten Theile der Nasen = Öeffnung und von hier eine zweite zu den hervorragendsten Theilen der Stirn zieht. Dieser Winkel maß beim Chimpanse 42, beim Neger 70, beim Europäer 80 Grad. Es ist leicht zu sehen, welche wichtige Bedeutung dieser Befund für die Physiognomik haben mußte, denn es lag nahe: die geistige Begabung ergibt sich aus der Größe dieses sogenannten Gesichtswinkels und sicherlich bot er ein viel zuverlässigeres Mittel, wenigstens eine Seite der Physiognomik zu fördern, als Lavater's physiognomische Divination.

So verdienstvoll jedoch auch Camper's Bestrebungen um diese genauere Methode waren, so voll feiner und geistreicher Bemerkungen über Racenverschiedenheiten auch seine 1772 veröffentlichte Abhandlung war, so ist die Ausbeute für die Physiognomik doch nur gering und von kurzer Dauer gewesen, da es sich sehr bald herausstellte, daß die von ihm gegebene Konstruktion für die extremen Fälle wohl einigermaßen zulässig sei, für ihre Verwendung aber in weniger bestimmt ausgesprochenen das Beobachtungsmaterial doch zu gering und deshalb nicht recht schlussfertig war. Ja noch mehr, mancherlei sehr gewichtige Thatsachen schienen sogar entschieden gegen die Richtigkeit seiner Schlussfolgerung zu sprechen. So ergab sich der Gesichtswinkel beim Drang ebenso groß wie beim Neger, an dem kindlichen Kopfe größer als an dem des Erwachsenen, und doch würde Niemand daraus schließen, daß die Intelligenz jener Affenart höher als die des Negers, des Kindes höher als des Erwachsenen sei. Selbst bei der Betrachtung der Schädelbildung Erwachsener stößt man auf mancherlei sehr krasse Widersprüche. Bekannt ist aus Portraits, Büsten und Münzen die ungemein flach und schräge ansteigende Stirn Friedrich's des Großen, welcher ein Gesichtswinkel weit unter dem normalen

Maße des Negerkopfs entspricht, während jene Buschmännin Affandy, die uns vor wenigen Jahren in einer Jahrmarttsbude für Geld gezeigt wurde, nach einem mir vorliegenden sehr guten photographischen Portrait einen Gesichtswinkel zeigt, der das europäische Maß überschreitet. Affandy und Friedrich der Große! <sup>19)</sup>

Gewiß ist es kein Zufall, vielmehr eine, durch die ganze Geistesrichtung jener Zeit bedingte Erscheinung, daß fast gleichzeitig mit Camper die Naturlehre des menschlichen Geistes und Kopfes noch eine andere, allerdings von ganz wesentlich andern Gesichtspunkten ausgehende Bearbeitung erfuhr. 1796 trat Franz Joseph Gall mit einer neuen Lehre über das Verhältniß zwischen Schädelbildung und den geistigen Anlagen des Menschen auf, die man Craniologie, später Phrenologie nannte. Auch die Grundzüge dieser Lehre finden wir bereits in Lavater's Fragmenten angedeutet, während er aber seine Studien mit der Spekulation begann und diese nachträglich aus der Beobachtung zu begründen suchte, schlug Gall den umgekehrten Weg ein und in so fern bedeutet seine Lehre einen entschiedenen Fortschritt. Er ging von der rein anatomischen Betrachtung aus, zu der ihm seine eingehenden Untersuchungen des menschlichen Gehirns und Nervensystems die nöthige Grundlage boten. In jenem sah er, wie noch heutzutage die Physiologie, das Organ aller Seelenthätigkeit, deren Umfang im Ganzen wie im Einzelnen von dem Bau desselben bedingt sei.

Wie aber jede besondere körperliche Thätigkeit durch ein besonderes Organ ausgeführt werde, so seien auch alle besonderen Seelenäußerungen, Triebe, Anlagen, Fähigkeiten des Geistes an ganz bestimmte Theile des Gehirns — Organe — geknüpft. Wie dort bei den körperlichen, so seien auch hier bei den geistigen Thätigkeiten die Energie und Lebhaftigkeit derselben bedingt durch

die größere oder geringere Entwicklung dieser Organe. Dieselben (nach Gall 27 an der Zahl) befinden sich fast ausschließlich an der Oberfläche des Gehirns und bedingen die äußere Gestalt des Schädels, an dessen unregelmäßigen Hervorragungen jene herausfühbar seien.

Diese Lehre hat eine rein psychologische und eine physiologisch-anatomische Seite. In jener wird zu entscheiden sein, welche Berechtigung die Vieltheilung der Seele hat, wie viele jener Spezialsinne, welche sie voraussetzt, nur Aeußerungen ein und desselben nach verschiedenen Richtungen hin wirksamen sind; diese wird zeigen müssen, über welche anatomisch=physiologische Thatsachen wir verfügen, um jene Voraussetzung zu stützen. Ich darf es als bekannt voraussetzen, daß wir wohl einiges Recht dazu haben, von dem Gehirn als Seelenorgan zu sprechen, daß manche vergleichend anatomische Thatsachen darauf hindeuten, daß allerdings eine gewisse Beziehung zwischen der geistigen Begabung einer Thierklasse und der Größe seines Hirns besteht; daß aber unser Wissen über die Bedeutung der einzelnen Hirn=Abschnitte noch äußerst lückenhaft ist, unsre Kenntniß daher noch lange nicht ausreicht, um jenen Gall'schen Organen ihren Sitz anzuweisen. Bedenken wir ferner, daß doch immer nur ein Theil der Hirn-Oberfläche, der dem Schädeldache zugekehrte, seinen Abdruck in dessen äußerer Form finden kann, durchaus aber kein Grund vorliegt, daß nicht auch die dem Schädelgrunde zugekehrten von gleicher Wichtigkeit und Bedeutung seien, so würde doch immer nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der Organe der phrenologischen Beurtheilung zugänglich sein, um aus ihnen Anlage, Triebe und Charakter des Individuums zu erkennen.

Liegt hiernach kaum ein bestimmter Grund vor, die Oberfläche des ganzen Gehirns in eine größere Reihe gesonderter Organe zu zerlegen, so fragt sich's weiter, ob wir denn berechtigt

seien, unbedingt aus der größeren Masse des Ganzen oder seiner einzelnen Theile Schlüsse auf die Intelligenz des Individuums zu ziehen. Allerdings zeigen Idioten und Cretins kleine Schädel und Gehirne, aber selbst große Geister excelliren zuweilen nach derselben Richtung hin. Am bekanntesten ist, um nur ein Beispiel zu erwähnen, Voltaire's kleiner Schädel, dem sicherlich auch ein kleines Gehirn entsprach. Ich weiß nicht, ob die Phrenologen nicht gerade ihn als Beispiel für sich in Anspruch nehmen, und die Kleinheit beider durch den Mangel so mancher guter Eigenschaften erklären; waren aber seine großen Tugenden und Fehler, deren er doch unzweifelhaft einige aufzuweisen hatte, und die ihn doch immer zu den größten Geistern seiner Zeit zählen ließen, nicht im Stande, jenes Defizit wenigstens zu decken? Bei der Schwierigkeit, die Größe des Gehirns durch Raummaße zu bestimmen, ist man in unsern Zeiten dazu geschritten, sie zu wägen. Der Göttinger Physiolog Rudolf Wagner<sup>20)</sup> hat so die Masse der Gehirne einiger berühmter Männer durch das Gewicht bestimmt und gefunden, daß bei einigen allerdings der größeren Intelligenz im Leben ein größeres Gehirn entsprach; nicht wenig Aufsehen jedoch machte es, daß das Gehirn eines jener Männer, der während seines Lebens viel galt, im Tode zu leicht befunden ward, und man der Theorie zu Liebe ernstlich zu fragen begann, ob jener den Ruhm verdiente, den man ihm bis dahin gezollt hatte? Man erzählt sich, daß ein um die Anthropologie hochverdienter Mann in Folge dessen testamentarisch das Nachwiegen seines Gehirns untersagte, muthmaßlich, um dem Schicksal jenes, noch nach dem Tode für einen Simpel erklärt zu werden, zu entgehen!

In den neuesten Zeiten<sup>21)</sup> sind von einem österreichischen Gelehrten zahlreiche Wägungen der Gehirne nach den verschiedenen Nationalitäten der österreichischen Monarchie angestellt

worden, die, falls die geistige Beanlagung sich wirklich nach der Größe des Gehirns richtet, wenig schmeichelhaft für uns Deutsche ausfallen. Das größte, schwerste Gehirn zeigten die Slaven, das kleinste Romanen und Deutsche; zwischen beiden stehend die Magyaren. Noch schlechter gar kommen wir fort bei der Gewichtsbestimmung des Großhirns allein, welches ja vor allen übrigen Theilen der Sitz der höheren Seelenthätigkeiten sein soll, bei den Germanen aber am leichtesten gefunden wurde. Sollten aber diese Bestimmungen nur für die Deutschen Oesterreichs gelten, soll uns etwa die Kleinheit ihrer Gehirne den Schlüssel geben zu der geringeren Widerstandsfähigkeit, welche sie dem Umsichgreifen des Slaven- und Magyarenthums zu leisten vermögen?

So lange die Gewichtsbestimmungen des ganzen Gehirns so wenig sicheres und zuverlässiges Material für die Beantwortung der Frage nach den Beziehungen der Geistesanlagen zur Masse bieten, können wir kaum ernstlich daran denken, ein Mehr oder Weniger der letzteren in den Hirntheilen zu erkennen, geschweige denn irgend welchen Schluß auf das Ueberwiegen dieses oder jenes Organs und Sinnes zu machen. Hierzu kommt noch, daß die scheinbare Größe eines Theils nicht nothwendig ihren Grund in einer massigeren Entwicklung findet, oft nur durch eine geringere der Nachbartheile bedingt sein kann, daß bei der Zartheit und Weichheit dieser Theile eine, durch Verschiebung bewirkte Lagen-Veränderung den Anschein einer Größen-Zunahme gewinnen kann.

Die äußere Form des Schädels ist der treue Abdruck des in ihm ruhenden Hirns, aus jener dürfen wir auf letzteres schließen. So lehrte Gall und nach ihm die Phrenologen unserer Zeit. Allein der Satz ist nur sehr bedingt richtig. Allerdings hängt die Form des Schädels, der ja in den ersten Le-

bensjahren noch keineswegs eine allseitig knöcherne geschlossene Kapsel darstellt, zunächst von dem Wachsthum seines Inhalts d. h. unter normalen Verhältnissen von dem seines Gehirns ab. Sehen wir ihn doch unter abnormen Verhältnissen z. B. bei wasserköpfigen Kindern sich zu einer unförmlichen Blase aufblähen, die kaum noch von dem Körper getragen werden kann. Nimmt das Gehirn in den ersten Lebensjahren an Masse zu, so treiben auch die noch nachgiebigen Schalen des Schädels von einander und zwar vorwiegend nach den Richtungen, in welchen sie wegen ihrer länger dauernden häutigen Beschaffenheit den geringsten Widerstand leisten. Am frühesten schließt sich die Schädelhülle nach unten zu in der Grundfläche, am spätesten an jenen häutigen Verbindungen, die wie ein doppeltes Kreuz von der Stirn zum Hinterhaupt, von Schläfe zu Schläfe und von einer Seite des Hinterhauptes zur andern gehen; jene Stellen, welche ja bekanntlich am Kinderkopfe sich weich und pulsirend anfühlen. Zahlreiche Untersuchungen haben nun gelehrt, daß die knöcherne Schließung dieser nicht immer in der gleichen Reihenfolge und gewiß nicht zu gleicher Zeit erfolgt, und daß die endliche Gestalt des menschlichen Kopfes vor allem davon abhängt, welche jener häutigen Stellen zuerst verknöchern. Schließen sich die der Länge nach von hinten nach vorn verlaufenden früher als die queren und noch bevor das Größen-Wachsthum des Gehirns vollendet ist, so dehnt letzteres den Kopf der Länge nach. Ist das Umgekehrte der Fall, verknöchern die querverlaufenden Stellen zuerst, so gewinnt der Kopf vorwiegend an Breite. Auch die Grundfläche des Schädels ist in den ersten Lebensjahren nicht vollkommen knöchern, daher unter dem Druck des noch wachsenden Gehirns dehnbar, ihre frühere oder spätere Verknöcherung aber bedingt, wie das Studium der Schädel in den verschiedensten Lebensperioden gezeigt hat, sehr wesentlich nicht nur die spätere Form

des Schädeldachs, sondern auch die seines Gesichtstheils. Die hier einschlagenden Untersuchungen wurden von Virchow<sup>22)</sup> zuerst an den Cretin-Schädeln Unterfrankens gemacht, sie erwiesen, daß die mangelhafte, mehr oder weniger schroff ausgesprochene Entwicklung des Gehirns, demgemäß die bis zum Idiotismus und Cretinismus sich steigende geistige Verkümmernng, welche in jenen Gegenden endemisch sich findet, ihren Grund in einer zu früh eintretenden Verschließung des Schädelraums, in seiner unvollkommenen Dehnbarkeit während des Wachsthums des Gehirns, finde.

Es ist hiernach nicht undenkbar, daß auch die Racenunterschiede der Schädelformen ihre Erklärung in den, aus uns allerdings noch völlig unbekanntem Ursachen erfolgenden Wachstums-Verschiedenheiten des Schädels, weniger in einer von vorn herein gegebenen Verschiedenheit des Gehirns und seiner geistigen Funktionen finden. Von nicht geringerem Interesse ist es ferner, daß nach den sehr zahlreichen anatomischen Untersuchungen die so häufig vorkommenden Unebenheiten des Schädels, jene unregelmäßigen Vorbuckelungen, die nach der Meinung unsrer Phrenologen stets auf die höhere Entwicklung eines oder des anderen Hirnorgans deuten, in gewissem Sinne nur krankhaften Zuständen des knöchernen Schädels entsprechen. Manche Schädelpartien liegen ferner keineswegs unmittelbar dem Gehirn und seinen Häuten an, vielmehr befinden sich, wie z. B. in den unteren Theilen der Stirne, Knochen, selbst Höhlungen, deren Größe ungemein verschieden sind. Manche derartigen Höhlen drängen sich auch von unten her in die Hirnmasse ein und entgegen so der unmittelbaren Betrachtung, auch sie wechseln in ihren Räumlichkeiten und werden natürlich nicht ohne Einfluß auf die ganze Schädelgestalt bleiben.

Es ist ferner eine durchaus feststehende und auch wohl dem

Laien theilweis bekannte Thatsache, daß überall, wo sich das Muskelfleisch an Knochen ansetzt, die Form der letzteren durch jene bedingt werde, nicht nur, daß sich stets in den Ansatzstellen gewisse Rauigkeiten und Hervorragungen finden, welche um so stärker hervortreten, je kräftiger die Muskeln sind, daher dem kindlichen Knochen nach fehlen, sondern auch der einseitige Zug einer Muskelgruppe die Knochen einseitig forme. Hiedurch erklären sich z. B. die für gewisse Gewerbe, Schuster, Schneider, Postillone, äußerst charakteristische Stellung und Gestalt der Beinknochen, die gebückte Haltung des Stubengelehrten und Bürobeamten. Unzweifelhaft üben auch die Muskeln des Kopfs und Gesichts einen gleichen Einfluß auf die Ernährung und Gestaltung der knöchernen Theile jener aus, so daß sich auch hier je nach dem Ueberwiegen dieser oder jener Bewegungsart nicht nur örtliche Unebenheiten, Hervorragungen, sondern auch einseitige Formenentwicklungen einstellen werden. So ist das Vorschieben des ganzen Kiefer oder Kau-Apparats, welcher so charakteristisch für den Neger Schädel ist, diesen wieder vom Schädel des Affen und anderer Säugethiere unterscheidet, auch in den weniger scharf ausgesprochenen Formen sicherlich das Resultat der überwiegenden Wirkung der Kaumuskeln, die größere Länge des horizontalen Theils des Hinterhaupts gewiß oft bedingt durch die stärkere Wirkung der Nackenmuskeln, die stärkere Wölbung der Augenbrauentheile der Stirn zum Theil eine Wirkung der Stirnmuskeln. So viel Wahres jedoch auch in diesen Betrachtungen liegen mag, so würde es doch einseitig sein, wie es z. B. der Wiener Anatom Engel<sup>23)</sup> versuchte, aus der Muskelwirkung allein die Formung des ganzen Schädels zu erklären. An ihr, an der Gestaltung des ganzen Gesichts betheiligen sich, so sehen wir aus allen diesen Betrachtungen, eine große Reihe, meistens sehr verwickelter Vorgänge;

das Wachsthum des Gehirns, die Ernährungsvorgänge des knöchernen Schädels, die früher oder später erfolgende Verknöcherung seiner Nähte, und endlich die an ihm stetig wirkenden Muskeln, sie alle sind die Bildner des menschlichen wie thierischen Kopfes.

Welchen Antheil in jedem einzelnen Falle das eine oder das andere dieser Momente hat, wer wollte das an dem Kopf eines Lebenden entscheiden? oft wird uns selbst die Untersuchung des Todten wenig Aufschluß darüber geben. Wer aber wollte unter diesen Voraussetzungen ernstlich noch an eine wissenschaftliche Begründung der Phrenologie denken? Gleichwohl hat man die ethnographische Verwerthung der Schädellehre gerade in unsern Zeiten vielfach versucht und aus ihr einiges empirisches Material zu gewinnen sich bestrebt. Der schwedische Anatom *Rezius*<sup>24)</sup> machte zuerst darauf aufmerksam, das die Schädel der verschiedenen Menschenrassen sich auf 2 oder 4 bestimmte Formen zurückführen lassen, Langköpfe mit geradstehenden und solche mit schiefstehenden Kiefern und Zähnen; Kurzköpfe gleichfalls mit gerade- und schiefstehenden Kiefern.

Die Langköpfe sind meistens niedrig, die andern hochgebaute Schädel; die schiefzahnigen nähern sich mehr dem thierischen Typus als die geradzahnigen, sie sollten daher auf ein Stehenbleiben niederer Geisteskultur deuten. Ueberhaupt versuchte man, hieraus gewisse Schlüsse aus der größeren oder geringeren geistigen Begabung verschiedener Rassen und Nationen auch auf die verschiedene Begabung der Individuen zu ziehen. Allein, wie es scheint, mit wenig Glück. Der Hallenser Anatom *Welker*<sup>25)</sup> kommt aus seinen sehr zahlreichen Messungen der Schädel der verschiedensten Rassen und Nationen zu der Aufstellung gewisser Gruppen, welche oft, so scheint es uns wenigstens, Völker der verschiedensten Begabung zusammenfassen. Zu den ausgesproche-

nen Kurzköpfen zählen, um nur einige hervorzuheben, Lappen, Türken, Italiener, zu den Langköpfen Hindu, Neger, Hottentotten. Zwischen beiden extremen Formen zu den Mittelköpfen Deutsche, Kalmücken und Chinesen. Bemessen wir aber die geistige Begabung der Racen nach ihrer kulturhistorischen Bedeutung, wie bunt durcheinander gewürfelt erscheinen sie uns hier vom craniologischen Standpunkte aus. Noch mehr, aus den Bestimmungen Welker's<sup>26)</sup> geht ferner hervor, daß innerhalb ein und derselben Schädelform die Hinneigung zu einer andern auf die verschiedenen Geschlechter in einer Weise vertheilt ist, mit welcher meine Leserinnen, als Gläubige der Phrenologie, wenig zufrieden sein dürften. Der weibliche Schädel zeigt durchweg eine senkrechtere Stellung der Stirn bei geringerer Höhe, größerer Abflachung des Schädels, vorgeschobenen schiefereu Zähnen und Kiefern. Bekanntlich zeigen nun die antiken Bildwerke eine ideale, fast senkrechte Stirn, bei übrigens niedrigerer Wölbung derselben. Nach des Anthropologen Gcker's<sup>27)</sup> Angaben soll sich aber der weibliche Typus auch an ihnen so wie in den der Antike nachgebildeten Werken der Neuzeit, z. B. in John Flaxman's Radirungen zum Homer deutlich aussprechen. So weit dürfte daher ein Theil meiner verehrten Leser wohl mit diesem Unterschied zufrieden sein, die steilere, niedere Stirn entspricht der idealeren Form, allein die versängliche Schiefstellung der Kiefer und Zähne, sie nähert sich dem Typus der Neger und deutet, wenn der Wiener Anatom Recht behält, auf eine große Wirksamkeit jener nur den materiellsten Genüssen dienstbaren Gruppe der Kaumuskeln.

Was aber bleibt nach alledem für die Physiognomen und Phrenologen, wenn das Schädelgerüst nicht die feste Grundlage bietet, welche Lavater und Gall in ihm vermutheten, wir in ihm nicht den unmittelbaren Einblick in die bildende Thätigkeit des Genius vermuthen dürfen, ihn nicht einmal als den getreuen

Abdruck des Seelenorgans wiederfinden, wenn auch er in einer Reihe sehr materieller Vorgänge sich zu dem formt, was er ist, wenn die Ungunst äußerer Verhältnisse ihn in seiner Gestaltung zu beschränken im Stande ist? Worin liegt trotz alledem die Wahrheit, die wir stündlich, täglich zu erproben im Stande sind, die Wahrheit des physiognomischen Ausdrucks, die uns das Leben, wie künstlerische Darstellung in Wort und Bild, z. B. in Hogarth's Charakterbildern so überzeugend lehrt; wenn wir wie Hamlet vor Yorik's Schädel ausrufen mögen: Armer Yorik, wo sind nun deine Schwänke, deine Sprünge? ist jetzt Keiner da, der sich über dein eignes Grinsen aufhielte? Alles weggeschrumpft!

Schon Lichtenberg deutet darauf hin, daß der Hauptwerth der Physiognomik nicht in dem ruhenden, sondern in dem bewegten Antlitz zu suchen sei.

Die Mienen, mit welchen wir all unser Sprechen, unser Vorstellen und Denken begleiten, sie sind es, die Yorik's Schädel wieder beleben würden, und die, wenn sie eben mit einer gewissen Regelmäßigkeit und Häufigkeit sich einstellen, auch dem ruhenden Gesichte einen bestimmten, dauernden Ausdruck zu geben vermögen. Allein den beweglichen Theilen, seinen Muskeln verdankt das Gesicht seinen geistigen, wie seinen vorübergehend leidenschaftlichen Ausdruck. Der französische Arzt Duchenne zeigte an dem Antlitze eines Idioten, wie die elektrische Reizung bestimmter Gesichtsmuskeln diesem vorübergehend den Ausdruck höchster geistiger Begabung wie der verschiedensten leidenschaftlichen Erregung zu geben vermag. Und was der französische Arzt durch elektrische Reizung, das leisten unsere Grimassiers durch die Wirkung ihres Willens, die ja oft bis zur Portraitähnlichkeit ihren Gesichtern den Ausdruck berühmter Männer zu verleihen vermögen.

An die beweglichen Theile des Antlitzes also wird sich eine wissenschaftliche Physiognomik zu machen haben, an jene Theile, die Lavater<sup>28)</sup> nur als das Colorit der Zeichnung galten.

Jede mimische Veränderung des Gesichts, jede Faltung und Runzelung seiner Haut wird durch Bewegung seiner Muskeln bedingt. Diese gehören nicht nur zu den beweglichsten, sondern ihre Bewegungen sind auch deshalb die am leichtesten sichtbaren, weil sie meistens ganz oberflächlich dicht unter der Haut gelegen, flächenartig ausgebreitet sind, oder sich an ungemein leicht bewegliche Organe, wie das Auge, ansetzen; die leiseste Verkürzung derselben verräth sich daher augenblicklich in veränderter Spannung der Haut oder durch eine veränderte Stellung des Auges.

Diese Muskeln gewinnen ferner noch dadurch an Bedeutung, daß sie fast durchgängig mit den höheren Sinnesnerven, d. h. jenen, deren Thätigkeit wir vor Allem die Wahrnehmung der Außenwelt verdanken, in der innigsten anatomischen und physiologischen Beziehung stehen. Ja oft wird die Thätigkeit dieser Muskeln ganz ohne Zuthun unseres Willens allein dadurch angeregt, daß einer oder der andere unserer Sinnesapparate in Anspruch genommen wird. Bekannt ist jenes unwillkürliche Blinkeln mit den Augen, wenn sich ein fremder Körper letzterem nähert, eine Bewegung die wir ganz in derselben Weise vollziehen, wenn wir das Auge schützen oder allen Einflüssen, selbst dem des Lichts, entziehen wollen. Die Bedeutung dieser Beziehung der Muskeln zu den Sinnesapparaten liegt unzweifelhaft darin, daß die Bewegungen jener, diesen die geeignetste Stellung ihrem Erreger gegenüber zu geben, ihre Empfänglichkeit gewissermaßen zu schärfen bestimmt sind, wenn die Empfindung uns angenehm, sie vor jenen Eindrücken zu wahren, wenn sie uns widerwärtig sind. Wir öffnen unser Auge, fixiren mit ihm die Dinge, welche uns ein Interesse abgewinnen, und verrathen somit

durch die Stellung, die wir dem Auge zu geben vermögen, den Antheil, den wir an den Dingen nehmen, während wir wissentlich unseren Blick abwenden, ihn nachlässig und unstät umherschweifen lassen, das Auge ganz oder halb verschließen, wenn nichts von dem, was sich ihm bietet, unsere Aufmerksamkeit zu fesseln vermag.

Alle jene Bewegungen aber, die wir willkürlich ausführen, können und werden auch bleibend dem Gesicht den Ausdruck geistiger Regsamkeit oder Schläfrigkeit geben, wenn sie eben die steten Begleiter bestimmter Sinnesindrücke sind. Wie aber beim Auge, nicht anders verhalten wir uns allen übrigen Sinnesindrücken gegenüber, auch sie suchen wir durch die passendste Stellung der ihnen dienenden Apparate mit möglichster Stärke in uns aufzunehmen, wenn sie uns angenehm, uns ihrer zu erwehren, wenn sie uns widerstreben. Somit ist jede mimische Bewegung zunächst als der Ausdruck des Behagens oder Unbehagens an einer rein sinnlichen Wahrnehmung zu deuten.

Aus letzterer schöpft aber all unsre Erkenntniß, allem unsren noch so abstrakten Denken liegt die aus ihr gewonnene Erfahrung zum Grunde, jede plötzlich in uns aufleuchtende Vorstellung knüpft an einmal Empfundenes an und verbindet sich nicht selten mit Gesichtsbewegungen, die wir als die steten Begleiter der sinnlichen Empfindung kennen lernten. Auch das rein gegenstandslose Vorstellen einer Gesichtswahrnehmung belebt unsern Blick ganz so wie ein wirkliches Object und kündigt das Behagen oder Unbehagen an, das wir an ihm zu nehmen bereit sind.

Die vorübergehende mimische Veränderung des Gesichts wird aber zu bleibenden physiognomischen Zügen dadurch, daß die häufige Wiederkehr einer bestimmten Bewegung nicht nur die hierbei wirksamen Muskeln sich kräftiger entwickeln macht,

sondern auch den Hautdecken darüber durch die Dehnung, welche sie hierbei erfährt, einen ganz bestimmten Zug in der Wirkungsrichtung jener ertheilt, die Formen des knöchernen Schädels beherrscht.

Hiernach ist es die Aufgabe der Physiognomie, zunächst die physiologische Beziehung gewisser Bewegungen des Gesichts zu bestimmten Sinnesempfindungen und den ihnen folgenden Vorstellungen zu ergründen; sie wird dabei aber nicht vergessen dürfen, daß nicht überall die Sprache der Gesichtsmuskeln eine so deutliche ist, daß es Menschen giebt, die, wie Lichtenberg sagt, „so fette Gesichter haben, daß sie unter dem Speck lachen können, daß der größte physiognomische Zauberer nichts davon gewahr wird, da wir arme winddürre Geschöpfe, denen die Seele unmittelbar unter der Haut sitzt, nur die Sprache sprechen, worin man nicht lügen kann.“<sup>29)</sup> Sie wird zu bedenken haben, daß wir bis zu einer gewissen Grenze aller unserer willkürlichen, selbst vieler unwillkürlicher Bewegungen Herr werden können, daß es als ein Zeichen geistiger Bildung wie energischen Willens gilt, die Ausdrücke unserer Leidenschaft in Mienen und Bewegung zu bemastern, daß demgemäß die Mimik eines Naturmenschen deutlicher spricht, als die eines im Salon und auf dem Parquet großgezogenen, daß der Schauspieler jenen Zug, der unwillkürlich meine psychische Erregung verräth, willkürlich mit der größten Virtuosität nachzuahmen vermag, und daß diese Virtuosität auch wohl im gemeinen Leben geübt, gepflegt und erreicht wird. Sie darf nicht vergessen, daß jener Zug, der mir in einem Falle klar und deutlich die Empfindung des Menschen andeutet, in einem andern die Folge rein leiblicher krankhafter Zustände, einer Lähmung oder eines Krampfes irgend eines der Gesichtsmuskeln sein kann. Sie wird bedenken, daß auch die Haut über den Muskeln nicht bei allen die gleiche Widerstandsfähigkeit bietet, daß

schon geringere Leidenschaften das Gesicht des einen furchen, während selbst die tiefgehendsten das eines andern unberührt lassen, daß die durchschwärmte Nacht dem Neuling untrüglich ins Gesicht gezeichnet, auf dem des Roué's kaum eine Spur hinterlassen; daß wohl oft, aber nicht immer, jedes Laster wie jede Tugend ihre eigene Livrée trägt. Wenn sie mit all diesem Vorbehalt an die Erforschung des menschlichen Gesichts tritt, dann wird sie wohl ihres Prophetenthums entkleidet, stellt sich aber die wissenschaftliche Aufgabe, in dem scheinbar so wechselnden Spiele unsrer Mimik das Gesetz von Ursache und Wirkung zu erkennen, zu zeigen, wie nach organischen Gesetzen sich die Seele an der Bildung unseres Gesichtsausdrucks theiligt.

Ob wir aber je etwas von ihrer prophetischen Bedeutung zu erhoffen haben, ob uns je der Anblick eines Gesichts das mühevollere Studium des Charakters, des Geistes dessen, dem es eigen ist, aus seinem Thun und Lassen, den Scheffel Salz uns ersparen wird, den der griechische Philosoph uns mit dem zu essen räth, dessen Herz und Geist wir kennen lernen wollen?

## Anmerkungen.

- 1) Gervinus: National-Literatur Bd. 5.
- 2) Goethe's Briefe: (Octav) Bd. I., S. 685, 692, 693, 696. Br. an Fr. v. St. 184, 276. Goethe's Werke: Bd. 22. S. 374. — Gervinus: Nat. Lit. Bd. 5. 256.
- 3) Bd. 3.
- 4) Fragm. III. 192.
- 5) Fragm. III. 315.
- 6) Fragm. IV. 56.
- 7) Lichtenberg II. 190.
- 8) Hesiod — O Fürsten mit allen Schätzen und allen Vortheilen, erkaufst Euch solche Stirnen und Nasen zu Ministern; nur darf die Nase etwas beschnitten sein. Fragm. III. 53.
- 9) Lichtenberg's Werke: Bd. II. 181.
- 10) Lichtenberg III. 452.
- 11) Fragm. II. 91.
- 12) Viderit: Physiognomie S. 115.
- 13) Jul. Schmidt: Turgentew in den Preuß. Jahrbüchern October 1868.
- 14) Fragm. III.
- 15) Fragm. II.
- 16) Lichtenberg: Schriften II. 182.
- 17) Musaeus: Physiognomische Reisen II. 121.
- 18) Ueber den natürlichen Unterschied der Gesichtszüge im Menschen u. Uebersetzt von Sömmerring. 1792.
- 19) Vergl. Viderit.
- 20) Carl Vogt: Lectures on man etc. London 1864.
- 21) Weißbach: Gewichtsverhältnisse der Gehirne österreichischer Völker. Archiv für Anthropol. Bd. I., Heft 2.
- 22) Birchow: 1) Untersuchung über die Entwicklung der Schädelgründe. 2) Die gesammelten Abhandlungen.
- 23) Engel: Schädelformen.
- 24) Rezius: in Müller's Archiv.
- 25) Welker: in dem Archiv für Anthropologie. Bd. I.
- 26) Archiv für Anthropologie. Bd. II.
- 27) Archiv für Anthropologie. Bd. I. 81.
- 28) Fragm. II. 143.
- 29) Lichtenberg II. 185.

Druck von Gebr. Unger (J. Grimm) in Berlin, Friedrichstr. 24.